Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 14

Artikel: Steinerbubs Ostern

Autor: Hess, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636971

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

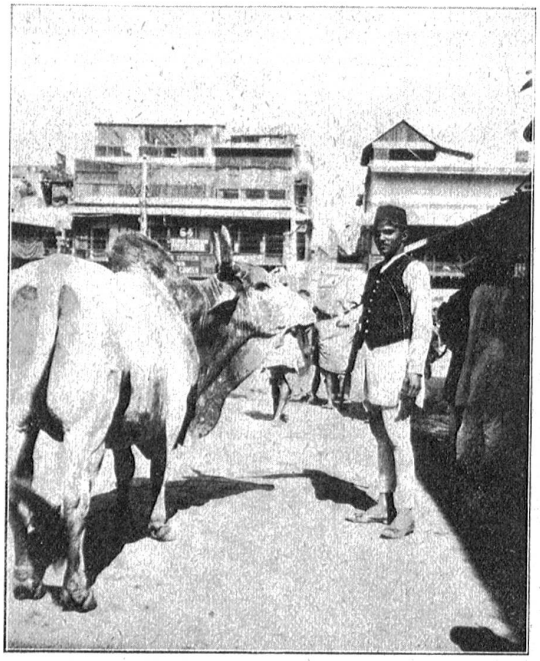
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tagsüber aber weiden magere Kühe auf seltenen grünen Grasflecken. Touristen rasen in Autos vorbei — ein Blick hier und dort, ein halbes Hinhören nach dem, was der Führer erklärt — sie waren dort und haben's gesehen! Selten, daß sich einer Zeit nimmt, daß einer sitzt und



Die „heiligen" Ochsen in den Straßen von Delhi.

sinnt. Und wäre doch so viel zu sinnen. — Das erste Delhi, von dem man keine Ahnung hätte, wenn nicht eine Tafel auf grasbewachsenem Trümmerhaufen von seinem Vorhandensein erzählte. Das zweite Delhi des Kutab-ud-din, dessen gewaltige, 80 Meter hohe Siegessäule, der Kutab Minar, eines der imposantesten Bauwerke aller Welt und aller Zeiten ist. Delhi Nummer 3 des Tuklagh Shah, Bastion an Bastion, mit ausgetrockneten Seen und weiten Verteidigungswerken, mit aus schweren Granitquadern ausgeführten Treppen und Eingängen und dem wohlbefestigten Grab, das sich der alte Krieger, eines gewaltsamen Todes gewiß, noch zu Lebzeiten gesichert hat.

Nach ihm hat Firoz Shah ein neues Delhi aufgeführt, Firozabad geheißen und kurz darauf Sher Shah und Humayun, der Sohn des großen Kaisers der Mogulen, Barber, der sich im sechzehnten Jahrhundert von Afghanistan her das halbe indische Reich untertan machte. Humayuns Großsohn aber, Shahjehan, demselben, der die wundervolle Taj Mahal in Agra (ich spreche darüber später einmal) gebaut, verdanken wir das lieblichste aller Delhis, dessen Mittelpunkt, der Palast, noch heute als Fort Delhi in unvergleichlicher Schönheit dasteht. Eine Inschrift in Persisch, an einem der Torbogen in der großen Audienzhalle angebracht, gibt wieder, was sie damals von Shahjehans Residenz gedacht:

„Gibt's ein Paradies auf Erden,
So ist es dies, so ist es dies, so ist es dies."

Von den Marmorhallen des Fortes und seinen Blumengärten zur Chandi Chouk sind's nur ein paar Minuten. Aber man erträgt den Umschwung kaum. Dort all die Pracht und Kunst des Ostens in ihrer Vollendung, gepaart mit westlicher Kunstfertigkeit — italienische und französische Künstler haben bei der Ausschmückung mitgeholfen. Hier wetteifern Ost und West an Geschmacklosigkeit und Vernachlässigung. Vom Westen die steifen, hohen Steingebäude, die Wellblechdächer, der rote Anker-Steinbaukasten-Zeitglockenturm, die ganze scheußliche Gradlinigkeit — vom Osten der hoffnungslose Schmutz und Dunst und Zerfall.

Einmal soll's anders gewesen sein. Da haben weitastige Bäume die ganze Straßenmitte beschattet. Unter ihnen saßen die Silberschmiede und schafften und klopften. Die Frucht- und Gemüsehändler priesen ihre appetitliche Ware an, der „Sweetmeatman", der indische Confiseur, rollte seinen Teig und wehrte den Fliegen, die zu Tausenden seine klebrigen „Güetzi" angriffen und des Tuchhändlers Stoffe hingen wie Spinngewebe so fein von den Bäumen.

Heute ist das alles verschwunden. Die eingebornen Händler sind rechts und links in ihre wellblechbedachten Buden hinter dem Trottoir zurückgedrängt und haben zum Teil ganz europäische Ladeneinrichtung. Schrill tönt die Glocke eines innen und außen von Schmutz starrenden Trams, in das kein Europäer je sitzen würde, durch das Gewimmel. Autos wirbeln den schon bedenklichen Staub noch mehr auf. Karrentreiber hauen ihre übergeduldigen Ochsen und gemächlich, alle Regeln des Verkehrs mit souveräner Verachtung behandelnd, ziehen herrenlose Ochsen und Kühe quer über die Straßen und Trottoirs. Von den Autoführern verflucht, von den Karrentreibern mit der Peitsche verjagt, von den Fußgängern gestoßen oder auch ängstlich gemieden, schlendern sie die Straße entlang oder liegen breit über dem Trottoir und dehnen sich in der Sonne. Was will man? Sie sind dem Hindu heilig und niemand würde auch nur daran denken, sie ernstlich wegzutreiben.

So ungefähr sieht die Hauptstadt des indischen 350-Millionenreiches aus. Soll man sich darüber freuen, daß etwa 6 Kilometer südwärts auf altem historischem Boden, nun nochmals ein Delhi, das achte, entsteht? Ausgedehnte Regierungsgebäude, bestimmt, dem indischen Parlament und seinem großen Stab, dem Vizekönig und dem ganzen politischen Apparat der Engländer zu passenden Quartieren zu verhelfen, nachdem sie sich so lange mit ungenügenden Provisorien abgefunden. Ein immenses Unterfangen, Milliarden kostend und dem Indier, der es als Geldverschwendung ansieht, ein Dorn im Auge.

Hunderte von Delhi-Bildern möchte ich Dir zeigen. Ich wähle die naheliegendsten und vielleicht grad deshalb interessantesten — die Chandi Chouk in einem Moment, wo der Verkehr nicht eben groß und einen der „heiligen" Ochsen, ein wohlgenährtes Prachtsexemplar. Meine andern „Helgeli" siehst Du dann hoffentlich einmal, wenn ich wieder daheim bin.

Dein Bernermeitschi auf Reisen.

Steinerbubs Ostern.

Die Schwandhofkinder kauerten auf der Schneeglöcklein-wiese draußen. Es waren die Konfirmandin Frieda, ihre jüngere Schwester Anna und der achtjährige Friedli. Des Knaben Schulkamerad und Spielgast vom Schwandhäuschen, der Steinerbub, half dienstbeflissen mit, saftiggrüne Blattbänder in das gemeinsame Körbchen zu sammeln. Heute wurden die lichten Blüten, die wie unzählige Schneeperlentropfen an den schlanken Stielchen hingen, einfach übersehen. Es mußten die Ostereier mit Blättern umwickelt werden, und die Mutter brauchte ihrer viele, und rascher als sofort, hatte sie gesagt. Friedli, der als Jüngster im Osterhasenglauben gelassen und bestärkt worden war, wußte dem Steinerbub viel von diesem seltsamen Hasen zu erzählen. Er habe, rühmte er, im Vorjahr das Osternest unten an der Gartenmauer in eine Nische gebettet, mit langen, dürren Mauergräsern ausgepolstert und mit Kerbelblättern umkränzt. Niemand als seine Mutter und er hätten um das Nest gewußt.

„Aber wie konnte es denn der Hase finden?" warf der Steinerbub verwundert ein.

„Das ist ein ganz besonders schlauer Hase, der Osterhase," entgegnete Friedli.

„Und fürchtet er den Bäri nicht?"

„Einem Osterhasen darf kein Hund etwas zuleide tun."

„Aber wie ist das möglich, daß er in der nämlichen Nacht zu so vielen Kindern zugleich gehen kann?"

„Der dreht sich eben flinker, als so ein langweiliger Steinerknirps", fertigte ihn Anna unwillig ab. Er hätte ja mit seiner Fragerei den Friedli in böse Zweifel versetzen können. Ein Zeitchen schwieg er. Aber seine Wißbegier war zu munter geworden, als daß er sich so ohne weiteres ergeben hätte.

„Was wollt ihr denn eigentlich mit diesen Blättern vornehmen?" fragte er weiter.

Frieda mußte ihn belehren: „Weißt du, die bindet die Mutter fest auf die Eier. Letztes Jahr war um Ostern alles grün, und da sammelten wir auch Kerbelblätter und Mauerfarn. Wenn dann die Eier in Zwiebelschalen gesotten sind, fischt man sie mit der Schaumkelle heraus und schält sie auseinander. Dann sind auf den braunen Schalen die Blätter als weiße Streifen und Blümchen abgebildet."

Der Steinerbub staunte. Solche Wunderdinge gab es im Schwandhäuschen nicht. Ob er wohl auch Blätter mit heimnehmen durfte? Anna lachte ihn aus. Im Steinerhäuschen gebe es ja keine Hühner, und es sei gar nicht notwendig, daß jedermann so schöne Ostereier habe. — Daraus wurde also nichts. Und indem er mißmutig eine Handvoll Blätter ins Körbchen trug, trotzte er zurück:

„Aber wenn ihr selber solche Eier zurechtmacht, was braucht ihr dann auch noch einen Osterhasen?"

„Die aus der Küche sind halt für die Großen, und der Osterhase legt sie für die Kinder", erklärte Frieda.

Das weckte die Neugier Friedlis und er fragte:

„Eben, wieso weiß der Osterhase immer, wie wir unsere Eier sieden? Er legt sie ja immer ganz gleichfarben und glänzend geschwartet sind sie auch, wie die im Körbchen."

„Ihr seid alle naseweise Schwätzer und achtet gar nicht mehr, wohin ihr tretet. Hier habt ihr auch eines der schönsten Stöcklein zerdrückt. Ueberhaupt ist das Körbchen voll, kommt!" So schloß Frieda, nahm das Körbchen und ging voran. —

Der Steinerbub stapfte auch heimzu. Er sann immer noch dem Osterhasen nach. Wenn dieser für die Kinder kam, also dann auch für ihn. Daß ihm das nicht früher eingefallen war! Schnell wollte er unter dem Weidenstocke hinter dem Gärtlein ein Nestchen zurechtbauen. Das sollte für den schlauen Osterhasen ein Leichtes sein, dieses zu finden. Dürres Mauergras fand er auch, und mehr als genug. Es mußten aber viele Eier darinnen Platz haben, wenn er jedem seiner Geschwister eines davon geben wollte. Das mußte ihm ein großes Staunen werden, wenn er mit dem Neste voll der schönsten Eier kam! Er hütete sein Geheimnis sorgfältig; niemand sollte vorzeitig etwas darüber erfahren. —

Am Ostermorgen schlüpfte im Steinerhäuschen schon zeitig ein Knabe aus der verrauchten Küche ins Freie. Sorglich schloß er hinter sich die Holzfalle der Doppeltüre. Wieviel Eier es wohl sein mochten? Er schlich zum Weidenstock hinüber. — Das Nest war leer. Auf dem Gesichte des Knaben malte sich maßlose Enttäuschung und Ratlosigkeit. War auch der Osterhase nicht für alle Kinder da? Oder wußte der auch schon, daß er nur der Steinerbub und nicht der Schwandfriedli war? — Vielleicht war der Hase dieses Jahr gar nicht gekommen, auch zu Friedli nicht. Rasch entschlossen lief er die Halde hinunter, durchquerte die große Schwandhofstatt, bog um die Speicherecke und wollte gerade hinter den Johannisbeerstrauch schlüpfen. Doch ein Geräusch warnte ihn. Obschon er mit ganz ehrlichen Absichten gekommen war, verhielt er sich sorgsam hinter der schützenden Speicherwand still, die Hände in den Hosentaschen fest verankert.

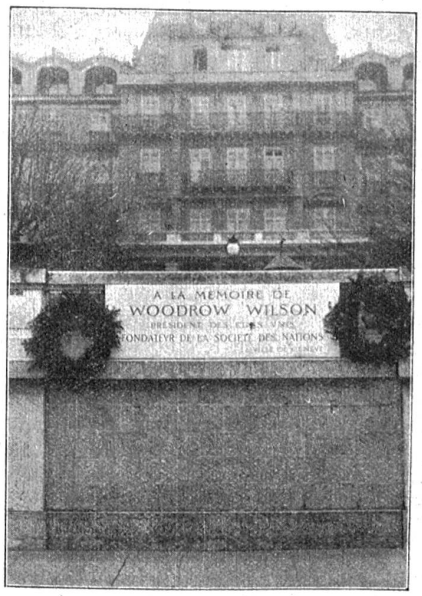
Da schritt wahrhaftig die Schwandbäuerin selbst mit einem Körbchen der Beerenhecke entlang und der hohen Gartenmauer zu. Die braunen Eier im Körbchen waren seinen Späheraugen nicht entgangen. Und als er die Bäuerin ins Haus zurückkehren sah, das leere Körbchen steil unter den linken Arm gepreßt, zog er seine vorwitzige Nase zurück und bog die Mundwinkel zu einem verschmitzten Lächeln. Er war auf seine Weise zum Entdecker geworden. Und die Entdeckung mußte für ihn so wichtig sein wie für Kolumbus das Auftauchen des Strandes von Amerika. Eine große Last war von seiner Seele gefallen. Wenn das der Osterhase war, brauchte er ihm ja keinen Augenblick zu zürnen. Erhielt er doch alle Ostern, wenn er zu Schwandfriedli ging, auch ein schönes, zwiebelgebräuntes Ei von der Bäuerin. Wenn es schon nicht eine bebänderte Schale hatte, es schmeckte doch ebensogut. Einen Osterhasen, der den Steinerbub leer ausgehen ließ, gab es also nicht. Vor sich hinpfeifend und summend, stieg er bergwärts, dem Schwandhäuschen zu. Nur als er beim Weidenstocke vorbei ging, warf er noch einen betrübten Seitenblick auf das Nest, das ihm die erträumte Gabe versagt hatte. Es wäre doch zu schön gewesen.

Gottfried Heß.

Aus der politischen Woche.

Karfreitagsstimmung.

In der politischen Welt herrscht gegenwärtig entschieden Karfreitagsstimmung. Vor allem in Frankreich. Der Franken fällt weiter; er steht jetzt auf fast 17 unten — letzte Woche notierte er noch 18 und 19. Der neue Finanzminister Raoul Péret hat seinen Sanierungsplan mit Mühe und Not durch die Finanzkommission hindurch vor die Kammer gebracht. Der Hauptpunkt seines Projekts ist die Bürgersteuer, die ungefähr 8 Millionen mit 25—2000 Franken treffen und das zu erwartende Defizit von rund 6 Milliarden um etwa 2 Milliarden erleichtern würde. Dazu käme eine Erhöhung der Umsatzsteuern von 1,3 auf 2 Prozent und verschiedene andere indirekte Steuern wie Taxenerhöhung bei Post, Telephon, Telegraph und Eisenbahnen, Preisaufschläge bei Monopolartikeln wie Kaffee, Tabak, Zündhölzchen, Alkohol ꝛc. Schon angenommen sind von Kammer und Senat neue Einnahmen von zirka 1200 Millionen. Aber auch wenn die neuen Millionen vom Parlament genehmigt sind, ist für die französische Finanzsanierung nicht alles gewonnen. Nun kommt erst die wichtige Frage: wie sind die neuen Steuern dem französischen Volke mundgerecht zu machen? Bekanntlich ist der Franzose ein



Die Wilson-Gedenktafel am Völkerbundsgebäude, die von der Stadt Genf mit frischen Kränzen geschmückt wurde.